

die Wertschätzung des Besitzes zunahm, begann sofort das Barometer der allgemeinen Volkswohlfahrt zu sinken. Lebenshaltung und Lohn der Arbeiter sinken. Man lese nur einmal nach in Janssens Geschichte des deutschen Volkes. Es kommt das 18. Jahrhundert und mit ihm der wirtschaftliche Liberalismus. Die Geldmacherei wird als höchstes Volksideal gepriesen. Das Barometer des Reichtums schnell mächtig empor. Jenes der Menschenwürde erleidet einen gewaltigen Sturz, den größten seit 33. Denn das Evangelium des wirtschaftlichen Liberalismus lautete: Zuerst der Gewinn, dann erst der Mensch, dann erst die Persönlichkeit! Später trat die sogenannte Wissenschaft auf und sprach: Der Mensch ist nur ein höher entwickeltes Tier. Die Folge war: Das Barometer des Geldes erreichte seinen Höhepunkt. Der Geldmacher wurde gewissenloser Tyrann. Und die andere Folge war: Das Barometer der Menschenwürde sank auf Null. Denn wer wissenschaftlich nur ein Tier ist, muß wirtschaftlich auch als das behandelt werden. Ich sage nicht, daß diese Barometerschwankungen überall gleich plötzliche und gleich himmelschreiende waren. Ich konstatiere nur das Gesetz: je radikaler der Abfall von der Bergpredigt, je größer die Wertschätzung der materiellen Güter, desto kleiner der Mensch in seiner Gesamtheit, desto unfreier und rechtloser der Arbeiter, seine Frau und sein Kind.

(Der 2. Teil folgt.)

## Port-Royal.

Von Hermann Bahr.

Im siebzehnten Jahrhundert, das, wie nur noch das dreizehnte, die sämtlichen Fragen des Lebens stellt und jede bis an ihr Ende, wo kein Ausweg mehr ist, keine Halbheit, aber auch keine Wahl, sondern nur die Not, über allen eine Höhe zu gewinnen, in der jene Gegensätze von unten nun einander als unentbehrlich erkennen und jeder im anderen das eigene Komplement umarmt, gibt es einen Punkt, an dem sonst tief verschleierte Wahrheiten sich plötzlich enthüllen und einen Augenblick der höchsten Aufregung lang in so blendend grellem Lichte stehen, daß den vor Entzückung Erschrockenen fröstelt. In unserer diskursiven »Bildung«, die doch eigentlich nur in einem noch dazu ganz unkritischen Weglassen besteht, das Entscheidende vergißt und bloß das den Sinnen Auffällige, durch Lärm oder Glanz Erstaunliche behält, ist davon ein einziger Name, freilich himmlisch leuchtend, übrig geblieben: Blaise Pascal. Er ist ein fast unheimliches Ereignis: der stärkste Geist Frankreichs seit Montaigne, schöpferisch überall wohin er greift, wirklich ein »Universalgenie«, mathematisches Genie, sprachliches Genie, stillches Genie, religiöses Genie und auch noch Genie des eigenen Lebenswandels, dazu durch läuternden Schmerz, Krankheit und das mahnende Vorgefühl frühen Todes gesteigert, ein bis ins Sublime reichender Mann, nach seinen Anlagen vielleicht der höchste der barocken Zeit und — der im Grunde doch Unrecht hat! Denn im Tiefsten steht er vor der reinsten Erkenntnis gerade seiner Zeit verlogend da. Seine Gegner, geistig und vielleicht auch menschlich geringer, behalten recht. Sie sind vergessen. Nur Escobar allenfalls lebt noch fort, in dem Sprichwörtlich gewordenen Verse: Escobar sait un chemin de velours.

Der »Gebildete« schätzt in Pascal den Feind der Jesuiten. Auch weiß der »Gebildete« noch ungefähr, daß Pascal der Sprecher von Port-Royal war. Und Port-Royal schätzt der »Gebildete« wieder, weil diese Männer, des Jansenismus verdächtig, dem Heiligen Vater mißfielen; das genügt. Von dem ungeheuren Reiz, den dieser Streit dadurch gewann, daß er auf beiden Seiten durchaus von höchst ehrwürdigen, der Volkshommesheit nahen, fast heiligen Männern in strahlender Reinheit geführt worden ist, weiß der »Gebildete« so wenig,

als daß dabei Pascal für einen Teil der Wahrheit suchte, seine Gegner gar nicht leugneten, sondern nur einer höheren einordnen und polarisch ergänzen wollten. Und wenigstens weiß er, worum es überhaupt eigentlich ging: die Gegenwart des Guten, Wahren, Schönen auf Erden, nämlich, ob im täglichen Leben der Menschen, ob »in der Welt« das Gute, Wahre, Schöne möglich oder ob das Gute, Wahre, Schöne bloß ein Vorrecht weltflüchtiger Einstädler ist.

Die frommen Männer und Frauen von Port-Royal, den Abbé von Saint-Cyran, den gelehrten Antoine Arnauld, den Verfasser des berühmten Buches de la frequente Communion und seinen Neffen de Sacy, den Übersetzer der Bible, ekelte vor dem Treiben der sündigen Welt, sie entflohen in um fortan als Bisher mönchisch in Armut und Gebet zu leben. Ihre Selbstzucht, die Glut ihrer Andacht, ihre Kraft der Ertragung sind bewundernswert, wenn sich auch in ihre Demut zuweilen ein Gran von Stolz und einer leisen Neigung zu Sektieren, einer Versuchung, sich auserwählt zu fühlen, mischt. Ihr Beispiel steckt an, Weltflucht (wenn auch nur mit Untertreibungen) wird Mode, Herren und Damen vom Hofe kokettieren mit dem Kloster und der einfache Katholik, der noch draußen in der Welt sein tägliches Brot verdient, fühlt sich beschämt. Damit ist auf einmal in Frage gestellt, ob es überhaupt möglich ist, in der Welt fromm zu sein; es ist die Frage gestellt, ob sich nicht, wer in der Welt bleibt, dadurch allein schon zum Gläubigen zweiter Klasse degradiert, ja die Frage, ob sich in der Welt das Gute, Wahre, Schöne behaupten kann, ohne sogleich eben durch diese Selbstbehauptung schon, Schaden zu leiden an sich selbst.

Der Gute wird in der Welt immer dem Bösen begegnet und will er sich seiner erwehren, kämpfen müssen. In diesen Kämpfen sind Lüge, Meineid, Verrat, Verleumdung, Gewalt, Betrug die Waffen des Bösen. Gebraucht der Gute diese Waffen nicht, so wird er dem Bösen erliegen, das Böse siegt. Wenn aber auch der Gute die Waffen des Bösen gebraucht, so siegt er zwar, aber da ja dann Lüge, Meineid, Verrat, Gewalt, Betrug und Niedertracht siegt, ist es doch auch wieder das Böse, das siegt. So bleibt also, scheint dem Guten wirklich nur die Flucht aus der Welt. Nur als Mönch könnte der Gute leben. Der Mönch gibt allerdings ein wunderbares Beispiel, aber freilich eins, das voraussetzt, daß es nicht alle Guten befolgen! Denn wenn alle Guten in die Einsamkeit flüchten und also die Macht über die Welt den Bösen überließen, wer bürgt uns, daß die Bösen, zur Herrschaft gelangt, jene geheimen Einsamkeiten, in die die Guten geflüchtet sind, verschonen? Wird es den Bösen nicht ein unerträglicher Vorwurf sein, daß es noch immer Schlupfwinkel des Guten gibt? Werden sie sie nicht aufstöbern, ausjagen, vertilgen wollen? Dann aber wäre in dieser Welt jedes letzte Zeichen der Erinnerung an jene, die wahre, das Reich Gottes ausgelöscht! Dies werden immer nur jene sozusagen schlechteren Guten verhindern, die zur Rettung des Guten in der Welt, damit nicht überhaupt jede Spur des Guten unter den Menschen verschwindet, das Opfer bringen, in der Welt zu bleiben und den Versuch des Guten in der Welt immer wieder zu wagen, selbst auf die Gefahr hin, daß er ihnen immer mißlingt, ja daß sie selbst dabei zuweilen mißlingen. So taucht auch hier ein neuer, ein reifender Begriff auf, ein Begriff der höchsten Art, den Pascal so unbegreiflich mißverstanden hat, der Begriff der direction d'intention. Ja jetzt schlägt der Pendel fast nach der andern Seite wieder aus: der Anmaßung des Mönchs tritt das Wagnis, sich mitten in der Welt eines reinen, ja heiligen Lebens zu vermessen, nicht weniger hochfahrend entgegen, beiden fehlt es an verdienstlicher Demütigung nicht und beide veröhnen sich schließlich in einer höheren Erkenntnis, die keiner äußeren Form, sondern immer nur dem rechten inneren Sinn, die dem Geiste den Vorrang gibt. Die so Vollendeten beten dann nicht um Flucht aus der Welt noch um Sieg in der Welt, wie sie weder um Ehre noch um

Schande, weder um Reichtum noch um Armut, weder um Hoheit noch um Niedrigkeit, weder um Leben noch um Tod, weder um Lust noch um Leid besen, weil dies alles doch nur Schein, weil es alles nur ein Gleichnis ist, sondern sie besen nur um den Willen Gottes allein, der allein die Wahrheit ist, und um die Kraft, arm zu sein als wären sie reich, Lust zu tragen als wär es Leid und sich ihrer Schande zu rühmen wie hoher Ehren, weil doch in Gott dies alles aufhört.

## Merk's Wien!

Wiens katholische Mission.

Von einem Ordensmann.

Die Not nach dem furchtbaren Pestjahr 1679 hatte dem großen Augustinermönch Abraham a Sancta Clara, dem bestgehabten und frohdem am liebsten gehörten Prediger der Wiener, zum erstenmal die Feder in die Hand gedrückt.

Das gesprochene Wort genügte ihm nicht mehr, um das Volk von Wien zur Buße zu ermahnen; tausendfältig sollte es sich verbreiten, um an die immer zugänglichen Herzen der Wiener zu pochen, mit lächelndem Mund bitterste Wahrheiten zu künden und stürmisch Einlaß zu fordern — im Namen des Bekreuzigten, dessen Prediger Abraham war.

Ein Weckruf sollte dieses „Merk's Wien“ sein, die Stadt der Phäaken an der Donau, denen schon damals Lebensgenuß über Alles ging, aufrüttelnd, sie auf den Ernst der Mahnung aufmerksam machend, die durch das furchtbare Strafgericht Gottes an sie ergangen war.

„Liebster Leser“, so heißt es im Anfang der Schrift, „solchen wilderwärtigen und drangseligen Buchstaben, nämlich das W, wirst du folgiam antreffen nicht ohne Verwunderung! Die kaiserliche Residenzstadt in Osterreich, dieses verfestigte Granitzhaus (= Grenzfestung), die ehrreiche, die lehrreiche und gewehrreiche Stadt hat von uralten Zeiten her den Namen Wien, dessen erster Buchstabe ein W. Nun muß ich es mit nassen Augen anzeigen und nicht mit geringem Herzensseufzer erinnern, daß wer anhejo will Wien schreiben, muß es schreiben mit einem großen W., allermachen ein großes und abergroßes W und Wehklagen in Wien, an Wien und um Wien.“ Wie paßt dies auf unsere Tage! Welch tiefer Schmerz liegt in den folgenden Sellen: „Stark ist gefallen in allem das Glück des vornehmen und angenehmen Hofministers Aman, welcher den König allezeit in Händen gehabt und doch zuletzt das Spiel verloren, auch den Raben zutell worden, der die Rabbiner wollte vertilgen —. Noch viel stärker — wer soll sich darob verwundern? — ist gefallen Glück und Wohlstand der berühmten Hauptstadt Wien in Osterreich!“

Welch tiefes Weh klingt hier mitten unter Scherzen und Wortspielen aus einem gepreßten Herzen — fast möchte man an des Propheten Agagelieder dabei denken: „Wie sthet einsam die Stadt, die so volkreiche; wie eine Witwe ist geworden die Herrin der Völker; die Fürstin der Länder ist zinsbar geworden! Keiner von ihren Lieben tröstet sie, alle ihre Freunde verachten sie und sind ihre Feinde geworden.“ (Jerem. Thren. I, 1, 2.)

Wie anschaulich weiß uns Abraham den Glanz und den Schmuck der „ansehnlichen Wiener Stadt“ weiter zu schildern: „Anno 1679, noch in dem anbrechenden Monat Juli, stund oberführte Stadt in höchster Glori; die schöne Residenz und Burg war wirklich von dem römischen Kaiser und dessen volkreichem Hofstaat bewohnt, der Adel fast in einer unzählbaren Menge nicht ohne kostbare Pracht frequentierte ganz diensthaft den Hof, von allen Orten und hohen Höfen käten ab- und zulaufen die eilfertigen Kuriere. Alles war in der Stadt in höchstem Wohlstand, nichts mangelte, was zu Lust und Geist die Welt konnte träumen. Die klingenden Trompeten und allerselts erschallende Musik aus der Adelichen Palast und Höfen machten immerzu ein solch Getöse, daß man dafür gehalten, der Himmel muß haben ein Loch bekommen, wodurch die Freuden mehenwels in die Wiener Stadt gefallen.“ „Aber, o wankelmütiges Glück! Gleichwie die Ahrbisblätter des Tonas bald verwelkt, gleichwie unverhofft zu Boden gefallen das künstliche und künstliche Bildnis des Königs Nabuchodonosor, gleichwie bald wurmfressig worden das süße Manna, also vergeht ebenermaßen das öde

und schände Blick der Welt; welches dann urplötzlich gestaltermaßen geendet hat in der Wiener Stadt. Denn mitten in gedachtem Monat Juli riß ein die leidige Sucht, welche schon lang her unter dem Titel hitziger Krankheit von gewissenlosen Leuten verhüllt, endlich in eine allgemeine giftige Kontagion ausgebrochen, daß man mit männigtlicher Bestürzung gleich hin und her auf freier Gassen tote Körper gefunden und also die traurige Tragödie öffentlich kundbar geworden!“

Welch erschütternder Kontrast — das Wien der Feste und das Wien des großen Sterbens, heimgesucht vom schwarzen Tod!

Auch uns drängt sich dabei ein nicht minder erschütternder Kontrast auf: das eucharistische Wien von 1912 und das rote Wien von 1919.

Damals die Reichshauptstadt, die in feierlichem Zuge ihren Gottkönig durch ihre Straßen geleitete, ein ehrwürdiger Herrscher in seinem Gefolge, an der Spitze eines endlosen Zuges von Bürgern eines großen, mächtigen Völkerstaates, alle verschiedenen Nationen geeint im Zeichen des eucharistischen Heilandes, der durch seine getreue Residenzstadt Wien zog. Welch herrliches Bild dieser wahrhaft „volkreichen Stadt“. Nun ist sie zur „Witwe geworden“. „Wie hat mit Finsternis bedeckt der Herr in seinem Grimm die Tochter Sions.“

„Deine Propheten erschauten dir Allge und Torheit und enthüllten deine Missetaten nicht, dich zur Buße zu bewegen.“ (Jerem. Thren. II, 1, 14.)

Ist das nicht Wiens tragisches Schicksal? Haben nicht falsche Propheten ihm „Allge und Torheit erschaut“. Marxismus, Kommunismus? Haben nicht solche, die als Warner, als Wächter kraft ihres Amtes aufgestellt waren, zu lange verschwiegen „die Missetaten“ der Stadt, ihre leichsinnige Genußsucht, ihr Versunkensein in Lebensmaterialismus, ihren Mangel an Glaubenstreue, ihr nichts Ernstnehmens, ihr allem Neuen nachzujagen, ihr Sichselbst und ihren wahren Beruf vergessen? Sind dies nicht genug Urlachen für das geistige Slechtum, das schlimmer als der schwarze, nun als der rote Tod unter uns wülfet? Ein großes geistiges Sterben, schlimmer als die Pest ist über Wien gekommen, ein Sinken jedes Autoritätsgefühls, aller Ehrfurcht vor dem, was Wiens Größe war, ein Sinken in dumpfe Gleichgültigkeit gegenüber den Eingriffen in tausendjährige Rechte, ein Verlieren des Vertrauens in sich selbst und seine geschichtliche Aufgabe. Worin aber besteht diese Aufgabe Wiens? Sie besteht in einem Mittleramt, in einem Ausgleichen und Ineinanderbringen der Gegensätze zwischen verschiedenartigen Völkern im Norden und Süden, im Westen und Osten. Diese Aufgabe ist eine übernationale, eine allgemeine, eine durchaus katholische. Im Katholizismus allein kann Wien sich selbst erkennen, hier liegen die Wurzel seiner Kraft, hier sein Lebensnerv.

Eine Zufuhr frischen katholischen Blutes in seine Adern braucht Wien, um die Krankheitskeime zu ersticken, die zuerst eine volksfremde Herrschaft des Liberalismus und dann in den letzten Jahren ein allzusehr auf Kompromisse mit den Gegnern aufgebautes System, das sich katholisch zu nennen nicht den Mut fand, in seinem Organismus sich entwickeln ließ.

Wien muß wieder ganz katholisch werden, dann wird es auch wieder die geistige Führerrolle des katholischen Deutschland erlangen, es wird wieder ein Kristallisationszentrum zu einem organischen Staatenbund werden können, dessen Bindeglied der katholische Gedanke ist.

Praktischer Katholizismus muß der Leitgedanke sein, den Wiens geistige Führer dem katholischen Volk vorstellen. Im praktischen Christentum liegt vor allem Kreuzesfolge, Opfergeist, Bekennermut. Das ist es, was dem katholischen Wien nützlich und worin es sich auch die politische Partei, die sich christlich nennt und der Wiens Führung anvertraut war, zu leicht gemacht hat. Sonst hätte sie in der Stunde des Umsturzes eine lebendige Schutzmauer bilden müssen für die Erhaltung dessen, was jedem Wiener teuer ist, statt eine Verbindungsbrücke zum andern Lager, im besten Fall ein Schutzmittel zur Verhinderung noch größeren Abels zu sein.

Der praktische Katholizismus schließt aber auch eine persönliche Lebensreform ein, die die Grundbedingung jeder wirkungsvollen sozialen Reform ist. Einfachheit der Sitten, Vermeidung jedes